

Heimat — vierzig Jahre später

Von Karl Götz

Einer unserer Landsleute hat vierzig Jahre mitten im alten New York gewohnt, in der 95. Straße. Er ist in den zwanziger Jahren mit dem größten Auswandererstrom dieses Jahrhunderts, dem letzten dieser großen Menschenströme aus unserem Land in die neue Welt gekommen. Damals war auch ich zum erstenmal hinübergefahren, von niemand eingeladen und aufgenommen, ohne Stipendium, so daß ich das vorgeschossene Fahrgeld, wie die meisten, noch ein ganzes Jahr lang von dem seinerzeit noch geringen Lohn aus mancherlei herber Tagelohnarbeit habe abziehen müssen. August Hettler aus dem kleinen Weiler Neustädtlein bei Crailsheim, hart an der bayerischen Grenze, ist in New York hängengeblieben wie viele. Er hat – Vogel friß oder stirb – gearbeitet, was gekommen ist. Zuletzt hat er es im Tapezieren, Weißfen und in allen Malerarbeiten zu großer Geschicklichkeit gebracht. Er hat aber auch gemauert und geschreinert, hat Lichtleitungen und Wasserleitungen gelegt, defekte Heizungen wieder in Ordnung gebracht und Dächer geteert. Und da der vielen Holzhäuser wegen nirgendwo mehr gepinselt, gestrichen und gemalt wird als in Amerika, hat es ihm nie an Arbeit gefehlt, auch nicht in den kritischen Zeiten, von denen jeder der seinerzeitigen Auswanderer ein Lied zu singen weiß. Er hat gespart und er hat ein sparsames Mädchen aus Österreich geheiratet. Sie haben, wie so viele Auswandererehepaare, als Butlerleute gearbeitet, die Frau war Köchin und Mädchen für alles, und der Mann war Gärtner, Hausmeister, Portier, Chauffeur, und, wenn es sein mußte, Diener in einer Person. Sie haben sich dann jenes Haus auf der New Yorker Ostseite gekauft, dort, wo die vielen gleichen, eintönigen Ziegelhäuser mit fünf, sechs Stockwerken stehen, Häuser, an deren Vorderfront noch die eisernen Feuerleitern heruntergehen. Dieser Mann hat sich über dieses Haus hergemacht und hat es auf den Glanz gerichtet vom

Keller bis zum flachen Dach. Er hat ordentliche Leute aus sechserlei Ländern ins Haus bekommen und er hat für Ordnung und Zufriedenheit unter dem Dutzend Mietsparteien gesorgt. Als die alten Mietshäuser nichts mehr einbrachten, da die Mieten gestoppt, alle andern Dinge aber viel teurer geworden waren, mußte er eben wieder jeden Tag hinaus, um irgendwo zu tapezieren, Vorhänge an die Fenster zu richten oder Badezimmer zu kacheln. Er hat lange nicht alle Aufträge annehmen können, mit denen die Leute bis von New Jersey und Pennsylvanien her zu ihm gekommen sind. Er hat keine Reklame nötig gehabt. Eins hat es dem andern erzählt, daß da ein solider und zuverlässiger Mann sei, der seine Arbeit recht mache und den man bei Tag und bei Nacht in der Wohnung allein lassen könnte, da er lieber etwas hereinbrächte als auch nur das Geringste mit hinauszunehmen. Er hat sich schon früh auf dem Land, starke zwei Autostunden nördlich von New York in der Nähe des kleinen Ortes Fishkill unweit des Hudsonflusses in einer waldreichen, hügeligen Gegend ein Stück Land gekauft, durch das unter Erlen- und Weidengebüsch ein schmaler Bach herunterklickert, er hat sich selber ein festes, warmes Holzhaus auf dem schönsten Fleck dieses Platzes gebaut und einen schönen Garten angelegt. Und dorthin fuhr er, solange es das Wetter halbwegs zuließ, über jeden Sonntag, und nun wohnt er ganz „auf dem Land“, wie er sagt.

Ich habe wenige getroffen, die sich in New York besser auskennen als er, und keinen, der in mehr Häusern und Stuben und Küchen in dieser Stadt hineingeschaut hat und in mehr Familien. Er hat einer Landsmännin, die ihr Mann, dem sie nach Amerika nachgereist war, mit drei Kindern hat sitzen lassen, in einer armseligen und schmutzigen Gegend zwei Räume halb unter der Erde hergerichtet, so daß sie dort hat halbwegs hausen können. Er hat aber auch

ein Penthaus für einen reich gewordenen Mann auf den Glanz gebracht, ein Einfamilienhaus könnte man sagen, auf dem Dach eines Wolkenkratzers, vor dessen Tür dieser reiche Mann in schmalen Beeten – den gleichen, wie denen in dem kleinen Gärtle seiner Mutter daheim – Bierrettiche und Gurken, Reseden und Gelbveiglein gezogen hat, sicher die teuersten Rettiche und Gelbveiglein in ganz New York. Neben einer kleinen, von Geißblatt umrankten Laube standen dort auch zwei Fliederbüsche. Dort ist dieser Mann oft bis tief in die Nacht hinein gesessen, vierzig Stockwerke über dem Lärm und Lichtgeflunker dieser Stadt, von wo aus er manchmal noch die Sterne am Himmel gesehen hat, und hat an den geschäftlichen Sachen für den nächsten Tag herumgedacht, wenn seine Gedanken nicht gerade an den Barockengeln in der Dorfkirche im schwäbischen Oberland oder an der engen Schreinerwerkstatt, in der er sein Handwerk sehr gründlich und wirklich noch von Hand gelernt hat, hängen geblieben sind.

August Hettler hat die Vagabunden, die man in Amerika Hobos nennt, auf den Heizungsschächten des South Ferry Terminal schlafen sehen, mit alten Zeitungen zugedeckt, und er hat in Privatwohnungen und in Hotels Prachträume, Festtafeln und festtäglich gekleidete Menschen gesehen, bei deren Anblick er sich gefragt hat, was einen da mehr blende, die Lichter, die aus den Kristallkörpern und Kronleuchtern sprühten, Silber und Porzellan, die Berge von Speisen und Früchten oder der vielfältige Glanz von Seide und Geschmeide. Er kennt Glanz und Elend zwischen Park-Avenue und Harlem zur Genüge, wenn er auch nie in einem der unzähligen glitzernden Nachtlokale in der 52. Straße auf der Westseite war, oder in einer der Spelunken in den Elendsvierteln der Bowery, die gleich bei der Brooklyn Bridge beginnt. Ich weiß nicht, ob er, wenn er es nicht mir zuliebe getan hätte, einmal über hundert Stockwerke im Empire State Building hinaufgefahren und ob er einmal in das vielbeschriebene, fade Künstlerviertel Greenwich Village gekommen wäre.

Von den vielen nächtlichen Berühmtheiten weiß er nur vom Hörensagen. Er meint, den allermeisten New Yorkern gehe es wie ihm. Die seien froh, wenn sie nach einem harten Tagewerk am Abend ihre Ruhe hätten.

Er kennt natürlich die italienische, die irische, die chinesische und die jüdische Stadt innerhalb dieses Stadtungetüms, natürlich auch Harlem, die Stadt der Schwarzen. Er hat überall Bekannte. Es sind fast durchweg rechte und vernünftige Leute, Leute wie er und tausend andere vernünftige und an-

ständige und normale Menschen, die er kennt. Wenn er in den Zeitungen, meist in den ausländischen, liest, wie gescheit und gelehrt sie da immer von diesem New York herschreiben, in dem er fast ein Menschenleben lang gewohnt und in dem es ihm eigentlich recht gut gefallen hat, wenn er sieht, was da alles ganz anders sein soll als sonstwo auf der Welt, was es da alles geben soll an Besonderem und Bösem und Verrücktem und Großartigem, ach Gott, er wußte schon gar nicht mehr von was allem, dann kann er nur den Kopf schütteln, so wie er ihn am Anfang geschüttelt hat, wenn er das Lied hat singen hören, das die Kinder in allen Schulen lernten „America the Beautiful“, zu deutsch ungefähr: Amerika, die Schöne! In diesem Lied heißt es nämlich an einer Stelle: „Deine Alabasterstädte schimmern ungetrübt von Menschentränen.“ Leut, Leut, würde er im einen wie im anderen Fall sagen, machet's halb so arg, lasset bloß die Kirche im Dorf. Ich weiß noch genau, wie er einmal fast spöttisch gelächelt hat, als ich sagte, wie mich die Silhouette von Manhattan immer wieder packe, wenn ich sie vom Meer her aufleuchten sähe, und daß Battery Place einer meiner Lieblingsplätze auf dieser großen und schönen Welt sei. Nun ja, die Bücherschreiber machten gerne aus einer Mücke einen Elefanten, mochten sie in Gottes Namen aus seinem guten alten New York, wie er es schon bis zum Überdruß gelesen hätte, ein Babylon machen.

Dieser Mann hat eigentlich vier Jahrzehnte lang daran herumgedacht, auch wie die meisten Eingewanderten, noch einmal heimzufahren. Manche waren nun schon ein paarmal drüben gewesen. Es lebte noch eine Schwester daheim in dem kleinen Schuhmacherhäusle, an dem man, ohne sich zu strecken, an die Dachrinne langen konnte. Er hätte sehen mögen, ob die Büsche am Waldrand immer noch so voller Haselnüsse sind, ob die Männer an dem gemütlichen Ofen in der „Krone“ am Samstagabend ihre Karten immer noch so auf die schwere Tischplatte klopfen, ob sie dort immer noch ihre munteren und kräftigen Sprüche machten? Ob die Kronenwirtin immer noch die schönsten Geranien weit und breit auf ihren Fenstersimsen stehen hatte und mancherlei mehr. Aber nach allem, was sie erzählt hatten, wenn sie zurückgekommen waren, hatte er es nun aufgegeben. Die „Krone“ sei abgebrochen und an ihrer Stelle stehe neben einer Tankstelle ein modernes Ding, wie er es hier an jeder Ecke habe, mit großen Fenstern ohne Blumen oder Vorhängen dahinter, so daß man glaube, auf der Straße zu sitzen, mit Neonröhren an der Decke, deren kaltes,

grelles Licht sich auf den kalten Kunststoffplatten der kleinen, leichten Tischchen spiegele, an denen keine vier Mann Platz hätten, mit einer Bar und rotgepolsterten hohen Hockern. Und dort hockten sie und tranken Whisky, Gin und Cocktails wie hier, meist junge Leute. Aus einer music-box an der Wand flimmere, schreie, schmettere und quieke die gleiche Musik wie aus jeder music-box in den Staaten, und das Ding heiße auch, genau wie hier, music-box, und die Kerle und die Mädchen wiegten sich dazu auf den Barhockern in den Hüften, den ganzen Sing-song mitsingend, wenn sie auch wohl nur selten wüßten, was sie da sangen. Und wenn er herauskomme – natürlich hänge auch die große vergoldete Krone nicht mehr über der Haustür – könne es ihm passieren, daß er da ein paar Buben beieinander stehen sehe, in abgewetzten engen blue jeans, jeder eine Coca-Cola-Flasche in der Hand, vielleicht auch ein paar halbwüchsige Mädchen dabei, zu denen sie, wie hier, auch Teenager sagten, wengleich die wenigsten wüßten, daß dreizehn auf englisch thirteen und vierzehn fourteen heiße. Und es könne dann sein, daß er sie im Vorbeigehen okay und hallo und so long sagen höre wie an seiner Ecke zur 95. Straße.

Und die Dörfer? Bei vielen sei kein großer Unterschied mehr zu den Städten. Manche seien einfach Vororte geworden. Auch seinen Weiler werde er nicht mehr kennen. Es sei auch dort viel gebaut worden, von den Leuten im Ort, aber noch mehr von solchen aus der Stadt. Und was für Häuser! Entfernungen gebe es ja nicht mehr, seit jeder ein Auto habe. Es müsse drüben viel reiche Leute geben. Wenn man da an die Bitt- und Jammerbriefe denke, die nach dem letzten Krieg herübergekommen seien! Seither schienen die meisten das Schreiben verlernt zu haben.

In seinem Ort, erzählte ein anderer, habe sogar eine Base, die von ihrem vierzehnten Jahr an in die Fabrik gegangen und ledig geblieben sei, ein Doppelhaus gebaut, wie er keines habe. Sie habe, das müsse man dazusagen, wie viele einen Acker als Bauplatz teuer verkaufen können, den sich ihre Mutter, die Schwester seines Vaters, ihrer Lebtag habe am Maul absparen müssen und dessetwegen dieses Weible vor der Zeit krumm und alt geworden sei. Viele zehrten solcherweise von der Dürftigkeit der Alten. Es sei drüben allmählich wie bei den Auswanderern, von denen es in einem alten Spruch heiße, daß der erste den Tod, der zweite die Not und der dritte erst das Brot gehabt habe. Er habe nach dem letzten Krieg auch an- und umbauen wollen, aber

auf die Briefe von drüben hin und auf das hin, was man damals in der Zeitung von denen daheim gelesen habe, habe er es bleiben lassen und dafür Pakete gemacht für die ganze Verwandtschaft und für viele wildfremde Menschen. Als sie auf der letzten Reise hinüber, die wohl seine letzte gewesen sei, bei jener Base gesehen hätten, wie sie drüben lebten und welchen Aufwand an Kleidung sie trieben, hätten sie sich, er und seine Frau, fast geschämt für das, was sie da seinerzeit alles eingepackt und heimgeschickt hatten.

Was die Bauern anbelange, die in den Dörfern noch übrig geblieben seien, so ziehe da einer nach dem andern hinaus auf sein Land; man sei sehr beim Zusammenlegen der in alle vier Himmelsrichtungen gestreuten Zwickel und Handtuchstückchen, anders rentiere sich nämlich sonst das Bauerngeschäft nicht mehr, und es wäre dann gescheitert, in die Fabrik zu gehen, irgendeinen Zipfel als Bauplatz zu verkaufen und das andere Land liegen zu lassen, werde draus was wolle. Man könnte oft, wenn man die Aussiedlerhöfe draußen auf der Markung liegen sehe, meinen, es seien Farmen und man sei in Amerika. So sei das heute.

Ein anderer, der auch nach vierzig Jahren zum erstenmal wieder hinübergefahren war, hatte gesagt, es sei drüben alles miteinander nichts mehr, nicht einmal die Wiesen und das Gras seien mehr so, wie sie zu seiner Bubenzeit gewesen seien. Sogar diese seien amerikanisch geworden, eintönig grün, wie um die Milchfarmen her. Das Schönste, was er sich habe seiner Lebtag denken können und woran er in New York wohl tausendmal gedacht habe, sei eine feuchte Wiese am Waldrand gewesen, die im Frühjahr blau gewesen sei, als wäre der Himmel heruntergefallen, weil dort die Bauernbüble dichter gestanden seien als die Grashalme. Wobei zu bemerken ist, daß er mit den Bauernbüble die Muskathyazinthe mit ihren himmelblauen kleinen Glöckchen gemeint hat. Sie heißen in seiner Heimat heute noch so, weil dort früher die Bauern bis hinunter zu den kleinsten Büblein langärmelige blaue Überhemden getragen haben. Alles sei weg, umgebrochen, es wachse nur noch Futtergras. Wenn er Himmelschlüssel und Margareten und Storchschnäbel sehen wolle, müsse er sie in Amerika suchen. Droben auf August Hettlers Land, Auch von den Städten hörte man von denen, die wieder zurückkamen, nicht das beste erzählen. Überall stünden die gleichen Bienenwabenhäuser aus Zement und ohne Dächer, wie er sie hier im Land allerorten sehen könne. Dort, wie in Amerika, schössen draußen oder in der Stadt, die Riesenläden aus

dem Boden, sie sähen kein Haar anders aus als die hiesigen und hießen genau so: supermarkets. Was sie hierzulande striptease hießen – wenn Frauenzimmer nämlich die Augen verdrehten und ihre Glieder verrenkten, so als ob sie tanzten und dabei nach und nach Stück für Stück ihres Zeugs auszögen vom Pelzmantel an abwärts, wobei die Kerle mit großen Augen zusähen und meinten, wunder was da noch alles komme – dies hießen sie drüben genau so, nur daß es das dort sogar an jeder Ecke und sogar in Holzbaracken gebe, in die keine fünfzig Leute hineingingen.

Und noch etwas sei drüben amerikanisch geworden. Es gebe in den Städten auch schon Gegenden, in denen man bei Nacht, ja kaum am hellen Tage sicher sei. Und in den Parks wäre es bald nötig, so wie im Central Park mitten in New York, an jeder Ecke Telefone aufzustellen, über die man gleich mit der Polizei verbunden sei. Darauf meinte aber ein anderer, dies sei ein dummes Geschwätz, und was er da meine, habe weder etwas mit Deutschland noch mit Amerika zu tun. Wo viele Menschen auf einem Haufen beieinander seien, gebe es eben auch ein paar Lumpen mehr als anderswo. Sie fielen aber

neben den Anständigen, die überall auf der Welt die große Mehrheit hätten, gar nicht ins Gewicht. Auf der anderen Seite, dies müsse auch er zugeben, sei drüben vieles amerikanischer geworden als amerikanisch, aber nur in den äußerlichen und oberflächlichen Dingen. Von dem freilich, was ihnen in Amerika so gefalle, wofür sie aber nie die richtigen Worte fänden, wenn man nicht einfach sagen wolle, es sei die frische, freie Luft zum Leben, sei wenig hinübergekommen.

So? Um aber das andere alles zu sehen und zu hören, dazu brauche er nicht hinüberzufahren, sagte August Hettler. Dann sei es am Ende bei ihm daheim, droben auf dem Land bei Fishkill, bei seinen guten Nachbarn aus den verschiedensten Völkerschaften noch am schönsten, und so könne er das Fahrgeld sparen.

Diese Erzählung ist mit gütiger Erlaubnis des Verfassers dem 1967 im Hohenstaufenverlag, Bodman, erschienenen Buch von Karl Götz „Brüder über Land und Meer“ entnommen – nach Hans Martin Elster „ein wundervolles Buch, das zu den großartigsten epischen Schöpfungen gehört“ (vgl. unsere Besprechung in Heft 2/1968).

Eine unbekannte Ansicht der Reichsstadt Biberach aus dem Jahre 1540

Von Alois Seiler

Von den vielen bisher bekannten älteren Ansichten der Stadt Biberach reichen nur wenige über Merians oft kopiertes Planbild aus der Vogelschauerspektive (1643) zurück. Die einzige Gesamtansicht des 16. und frühen 17. Jahrhunderts überliefert die Chronik des Biberacher Malers und Stadtrechners Lukas Seidler um 1620 („Die Stadt Biberach Anno 1500 war also beschaffen“) als bewußte Rekonstruktion eines früheren Zustandes. Die im 16. Jahrhundert selbst entstandenen Darstellungen, auf der Karte des Bodensees zur Erinnerung an den sog. Schwabenerkrieg (um 1500) und in der Handschrift vom Bauernkrieg des Abtes Jakob Murer von Weissenau (nach 1525), sind siglenhaft schematisiert und zeigen die Stadt teilweise nur am Mauerring.

Daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine weitere

Ansicht entstand, die in der künstlerischen Ausführung und topographischen Genauigkeit die angeführten Darstellungen bei weitem übertrifft, die auch über den Biberacher Raum hinaus für diese Zeit wirklich bemerkenswert scheint, blieb bisher unbekannt. Wir verdanken sie einem Prozeß, den die Reichsstadt in den Jahren 1540 bis 1542 am kaiserlichen Reichskammergericht zu Speyer gegen ihren Nachbarn Dr. Johann Schad von Mittelbiberach als Inhaber der Herrschaft Warthausen wegen „verwirkter Pön der Freiheiten“ führte.

Der Rechtsstreit

Die Familie Schad hatte zusammen mit den anderen großen Biberacher Patriziergeschlechtern die Geschichte der Reichsstadt in ihrer wirtschaftlichen Blüte-